

Konstruktion oder Autofiktion? Theoretische Überlegungen zum Gattungsstatus der Autobiographie

Hu Wei
(Beijing)

Kurzzusammenfassung: Die vorliegende Arbeit versucht auf die grundsätzliche Frage im Diskurs um die Autofiktion einzugehen, nämlich: ob und wie die Grenze zwischen Autobiographie und Fiktion zu bestimmen sei. Nicht nur aus der Leserperspektive lässt sich die Autobiographie von der reinen Fiktion unterscheiden, wie Philippe Lejeune mit seiner Formel von *pacte autobiographique* (1973) vorschlug, auch auf der literarischen Produktionsebene erfolgt die Differenzierung in Rückgriff auf Käthe Hamburgers Unterscheidung von *Fiktionalität* und *Fingiertheit* in der *Logik der Dichtung* (1957). Trotz der vielfältigen medialen und fiktionalen Gestaltungsmöglichkeiten ist die Autobiographie ein referierendes Genre, das auf den Lebenslauf des Autobiographen bezogen ist. Die Konjunktur der Autofiktion bedeutet vielmehr, dass die autobiographischen Texte in ihren konkreten medialen Formen ernst zu nehmen sind. Verabschiedet wird lediglich die Vorstellung von einem aus sich selbst schöpfenden autonomen Subjekt.

1 Aporien im Definitionsversuch zur Autobiographie

Obwohl das autobiographische Schreiben in Europa über eine lange Geschichte verfügt und sich ein Forschungsinteresse an der Selbstdarstellung in Deutschland bis zu Johann Gottfried Herder im 18. Jahrhundert zurückführen lässt¹, setzte eine systematische Beschäftigung mit autobiographischen Schriften erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Georg Misch ein, der sich im Anschluss an Wilhelm Diltheys hermeneutische Ansätze mit der Gesamterschließung der *Geschichte der Autobiographie* (1907-1955) befasste. Die Aufwertung der Autobiographie durch Wilhelm Dilthey zur „höchsten Form der

¹ Herder stellte die Lebensbeschreibung in die Perspektive der menschlichen Kulturentwicklung. Auf seine Ermunterung sind die von Johann Georg Müller herausgegebenen *Bekanntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst* (1791) und die von David Christian Seybold herausgegebenen *Selbstbiographien berühmter Männer* (1790) entstanden. Dazu vgl.: Almut Finck, Subjektbegriff und Autorschaft. Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie, in: Miltos Pechlivanos u.a. (Hg.), Einführung in die Literaturwissenschaft. Stuttgart/Weimar 1995, S. 285.

Lebensdeutung“, zur „Grundlage des geschichtlichen Sehens“² überhaupt, ist entscheidend für Mischs Projekt. Misch sah in der Autobiographie „eine elementare, allgemein menschliche Form der Aussprache der Lebenserfahrung“ und betonte, dass die Grenzen der Autobiographie so fließend seien, dass sie sich „nicht von außen festhalten und nach der Form bestimmen lassen wie bei Lyrik, Epos oder Drama“. Fast keine Form sei nämlich dem autobiographischen Schreiben fremd.³ Deswegen sei nach der griechischen Etymologie nur eine deskriptive Beschreibung akzeptabel. *Autobiographie* lässt sich nach Misch als „Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*)“⁴ definieren. Diese Definition enthält weder eine nähere Bestimmung durch formale Aspekte noch eine teleologische Perspektive. Noch nicht einmal die gattungsimmanente Überblicksdarstellung aus der Retrospektive wird vorgeschrieben.

Die autobiographischen Texte werden in der älteren Forschung allgemein als ästhetisch minderwertige Texte eingestuft. Sowohl das geistesgeschichtliche als auch das sozialgeschichtliche Forschungskonzept behandelte das autobiographische Schreiben als Sammeln historischer Materialien zur Aufarbeitung der Bewusstseins- oder Gesellschaftsentwicklung, etwa als Hilfsmittel zur Entwicklung einer Mentalitätsgeschichte oder zur Erfassung der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Zur Stabilisierung des Gattungsbewusstseins bedarf es zuallererst ihrer Wahrnehmung als einer eigenständigen literarischen Form. Erst Jahrzehnte nach Georg Misch hat sich die Autobiographie als Forschungsgegenstand der Literaturwissenschaft etabliert. Als Überschneidungsfeld von Geschichte und Literatur steht die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Fiktion und Faktum, so dass sie genau die Kernproblematik der allgemeinen Literaturwissenschaft betrifft.

Die systematische Erforschung der Gattungsgeschichte und die anwachsende Theoretisierung der Fragestellungen kennzeichnen seither die Autobiographie-Forschung. Seit den 1970er Jahren macht sich in Deutschland zunehmend eine gattungsästhetische und formgeschichtliche Richtung bemerkbar. Die Autobiographie etabliert sich bereits vorher in den angelsächsischen Ländern, mit Wayne Shumakers⁵ und Roy Pascals⁶ Untersuchungen, als strukturiertes Kunstwerk, in dem sich nach der „inneren Einheit“ des Lebens

² Wilhelm Dilthey, *Das Erleben und die Selbstbiographie*. (1906-1911/1927), in: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. 2. Aufl. Darmstadt 1998, S. 28.

³ Georg Misch, *Geschichte der Autobiographie*. Bern 1907/1949, Bd. I/1., S. 7.

⁴ Ebenda S. 6-7.

⁵ Wayne Schumaker, *English autobiography. Its emergence, materials and form*. Berkeley/Los Angeles, 1954.

⁶ Roy Pascal, *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Übers. aus dem Engl. von Main Schaible, überarb. von Kurt Wölfel. Stuttgart 1965.

ein ästhetischer Zusammenklang von Ereignissen, Überlegungen, Stil und Charakter ergibt. In der deutschsprachigen Forschung plädiert vor allem Ingrid Aichinger für die „eigentliche“ Autobiographie als Sprachkunstwerk, wobei „sich das Spezifische der Form am deutlichsten ausprägt [...]. Hier geht die Intention auf die Gestaltung des Lebenszusammenhanges, das Werden der Persönlichkeit, die Totalität des Individuums.“⁷

Während der Debatte um den Poststrukturalismus wurde das Konzept eines autonomen Subjekts und einer transparenten Sprache als metaphysisch entblößt und für obsolet erklärt. Der Ausgangspunkt ihrer Argumentation ist die Infragestellung der Vorstellung von einer Dualität des Sprachzeichens, das aus einer sprachlichen Bezeichnung und einem außersprachlichen Referenten besteht. Nunmehr wird die Sprache in den Argumentationen als eine Kette von Signifikanten aufgefasst, die erst in einem komplizierten Verweisungszusammenhang das Signifikat hervorbringen. Damit wird auch die Bedeutung des Subjekts, wie jede Bedeutung, erst im Vorgang des Verweisungsprozesses konstituiert. Der Autobiograph, der sich seiner Identität sprachlich zu vergewissern suchte, brächte diese erst in der Sprachform hervor. Die Vorstellung von einem Autor, der beliebig über die Sprache verfügt, ist verworfen. Als Konsequenz stellte Paul de Man seine bekannte These auf, dass die autobiographische Geste eine Redefigur sei, die ihren Referenten fiktional entwerfe.⁸ De Man verlegte das Referenzproblem der Autobiographie in die rhetorische Struktur der Sprache selbst. Damit erschien ihm die Diskussion über den Gattungsstatus der Autobiographie unwichtig, weil die autobiographischen Momente als rhetorische Figuren quasi in allen Texten auftreten. Ist dann jeder Text eine Autobiographie? Alain Robbe-Grillet konstatierte doch einst: „Ich habe nie über etwas anderes gesprochen als über mich.“⁹

Die Aporie liegt auf der Hand: Sollte die Autobiographie eine fiktionale Gattung wie der Roman und das Drama sein, wodurch unterscheidet sie sich dann noch von der fiktionalen Literatur? Muss sie diese Statusaufwertung von der sachlichen Zweckform zur selbstreferentiellen ästhetischen Gattung mit dem Verlust ihrer Eigenart bezahlen? Wäre Philippe Lejeunes Formel vom *pacte autobiographique*, der sich weniger auf die produktionsästhetische Perspektive als auf die rezeptionsästhetische Ebene bezieht, eine Möglichkeit, dieses Dilemma zu lösen? Dabei wird die entscheidende dreifache Identität von Autor, Erzähler und Hauptfigur im Sinne eines Vertrags festgelegt. Der autobiographische Pakt ist die ausdrückliche Behauptung dieser Identität in

⁷ Ingrid Aichinger, ›Selbstbiographie‹, in: Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr (Hg.), Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 3, Berlin/New York 1977, S. 803.

⁸ Paul de Man, Autobiographie als Maskenspiel, in: Christof Menke (Hg.), Die Ideologie des Ästhetischen. Frankfurt a. M. 1993, S. 131-146.

⁹ Alain Robbe-Grillet, Der wiederkehrende Spiegel. Übers. aus dem Franz. von Andrea Spingler. Frankfurt a. M. 1989, S. 55.

einem Text, die letztlich auf den Namen des Autors auf dem Umschlag verweist.¹⁰ Lejeune definierte die Autobiographie als einen

[...] rückblickenden Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf ihr individuelles Leben, besonders auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.¹¹

Trotz einiger Einwände wird Lejeunes Definitionsvorschlag in der Forschung weitgehend akzeptiert. Lejeune wollte die Gattung Autobiographie von den Nachbargattungen, wie Memoiren, Tagebüchern, Briefen, autobiographischem Roman, autobiographischem Gedicht und Selbstporträt, abgrenzen, welche unter dem Gesamtbegriff der *Autobiographik* oder *autobiographischen Schriften* zusammenzufassen sind. In einzelnen Beispielen lassen sich jedoch öfter Grenzüberschreitungen beobachten: Jede Autobiographie hat beispielsweise Memoirencharakter, insofern sie ihren Blick auf Zeitumstände und Persönlichkeiten in der Gesellschaft richtet. Tagebücher, Porträts oder Briefe sind wiederum oft integrale Bestandteile der Autobiographie.

Es liegt jedoch auf der Hand, dass alle Definitionsversuche eher diskursiv als normativ funktionieren. Die Autobiographie ist ein sich im Werden befindendes Genre, deren Poetik noch „stärker als bei den rein ästhetischen Gattungen historisch relativ ist“¹². Eine allgemeine Definition erweist sich somit als nicht möglich. Die Bemühungen, die Unterscheidungsmerkmale unendlich zu differenzieren, wirken aus heutiger Sicht eher einschränkend und weniger ergiebig, weil Grenzüberschreitungen oft auf Erneuerung der Gattung verweisen.

2 Autobiographie als Konstruktion

Die neueren Forschungsdiskussionen über den poetischen Gehalt der Historiographie haben fundamentale Konsequenzen für das Verstehen und die Analyse der Autobiographie. Die Autobiographie ist von ihrem Gegenstand her eine Form des historiographischen Schreibens – Schreiben der eigenen Lebensgeschichte. Für Johann Gottfried Herder obliege es dem Autobiographen, die Geschichte „sein[er] selbst“, einem „treue[n] Geschichtsschreiber“¹³ gleich, zu verfassen, der nach Johann Christoph Gottsched die Aufgabe habe, „die

¹⁰ Philippe Lejeune, Der autobiographische Pakt, in: Günter Niggel (Hg.), Die Autobiographie. Übers. aus dem Franz. von Hildegard Heydenreich. Im Originaltext in kursiver Schrift. Darmstadt 1973, S. 215.

¹¹ Ebenda, S. 235 ff.

¹² Klaus-Detlef Müller, Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit. Tübingen 1976, S. 7.

¹³ Johann Gottfried Herder, Sämtliche Werke. Bernhard Suphan (Hg.), Berlin 1967, Bd. 8, S. 181.

nackte Wahrheit zu sagen, das ist, die Begebenheiten, die sich zugetragen haben.“¹⁴ Heute noch überwiegt unter dem Publikum die Authentizitätserwartung gegenüber der Autobiographie. Der autobiographische Pakt à la Philippe Lejeune sollte individuelle Lebensäußerung eines konkreten Menschen und damit Darstellung authentisch gelebter und „wahrer“ Erlebnisse versprechen. „Wirklichkeit“, „Wahrheit“, „Wahrhaftigkeit“ und „Authentizität“ sollten maßgebliche Kriterien für die Autobiographie sein. Den Zusammenhang des Lebens müsse und dürfe der Autobiograph nicht erfinden, denn er sei, nach Wilhelm Dilthey, „schon im Leben selbst gebildet“ und brauche bloß noch „ausgesprochen“ zu werden.¹⁵ Die Vorstellung von der autobiographischen Authentizität geht offenbar von der Annahme aus, dass es eine gegebene historische „Wirklichkeit“ gibt, die man unverändert in der Schriftform aufbewahren kann.

Selbst in der Geschichtswissenschaft ist der Glaube an eine wünschbare objektive Abbildung des Weltgeschehens schon längst für obsolet erklärt worden. „Geschichte“ ist nicht identisch mit dem geschichtlichen „Geschehen“, das alles umfasst, was geschehen ist und geschieht. Das „Geschehen“ ist nicht objektiv erfassbar. Der Grund liegt als erstes an der Unmöglichkeit, durch ein menschliches Organ auch nur das gegenwärtige Geschehen der ganzen Menschheit zu erfassen. Zweitens existiert kein transparentes Medium, welches das Geschehen unverändert aufbewahren kann, sei es die Schrift, seien es moderne Aufnahmegерäte, geschweige denn das menschliche Gedächtnis. Denn das Geschehen ist zu dem Zeitpunkt, zu dem es geschieht, unwiderruflich vorbei und kann nur nachträglich rekonstruiert oder konstruiert werden. Theodor Lessing bezeichnete in dem 1916 erschienenen Werk *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* den Konstruktionsprozess der Geschichte als „Sinngebung“ der überlieferten Relikte und Rudimente des vergangenen Geschehens, die so miteinander in Beziehung gesetzt werden, dass eine bestimmte Kontinuität entsteht, womit dann die historische Konstruktion einer „Geschichte“ entsteht.¹⁶ Die Geschichtskonstruktionen unterscheiden sich oft voneinander, denn dieselben Geschehnisse können völlig anders bewertet und unterschiedlich akzentuiert werden. „Das Was eines historischen Geschehens ist immer schon durch das perspektivische Wann seiner Wahrnehmung oder Rekonstruktion, aber auch durch das Wie seiner Darstellung und

¹⁴ Johann Christoph Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen. Darmstadt 1730, Nachdruck 1962, S. 226.

¹⁵ Wilhelm Dilthey, Das Erleben und die Selbstbiographie, in: Bernhard Groethuysen (Hg.), Gesammelte Schriften. 2. Aufl. Leipzig 1942, Bd. 7, S. 200.

¹⁶ Theodor Lessing, Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen oder die Geburt der Geschichte aus dem Mythos. Leipzig 1927.

Deutung bedingt.“¹⁷ Damit hat Hans Robert Jauß das Moment der Fiktionalisierung in der Geschichtsschreibung bestätigt. Paul Ricoeur reflektierte im weiteren Sinne über die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Geschichtsschreibung, die mit der Wirkung der fiktiven Literatur durchaus vergleichbar ist:

Die Geschichte ist quasi-fiktiv, da die Quasi-Gegenwart der Ereignisse, die dem Leser durch eine lebendige Erzählung ‚vor Augen‘ geführt werden, durch ihre Anschaulichkeit und Lebendigkeit den nötigen Ersatz bietet für das sich entziehende Vergangensein der Vergangenheit, von dem die Paradoxe der Repräsentanz ein beredtes Zeugnis ablegen.¹⁸

Die radikalste Position in den geschichtswissenschaftlichen Diskussionen über die Fiktivität der Geschichtsschreibung vertritt Hayden White. Er betrachtete historiographische Erzählungen grundsätzlich als „sprachliche Fiktion“ (*verbal fiction*), deren Inhalt ebenso *erfunden* wie *vorgefunden* ist und deren Formen mit der fiktiven Literatur gleichzusetzen sind:

Die Ereignisse werden zu einer Geschichte gemacht durch das Weglassen oder die Unterordnung bestimmter Ereignisse und die Hervorhebung anderer, durch Beschreibung, motivische Wiederholung, Wechsel in Ton und Perspektive, durch alternative Beschreibungsverfahren und ähnliche – kurz mit Hilfe all der Verfahren, die wir normalerweise beim Aufbau einer Plotstruktur eines Romans oder eines Dramas erwarten.¹⁹

In der zweiten Stufe ließ White die subjektive Deutung hinter sich, um auf der sprachlichen Ebene nach den Objektivierungskriterien zu fragen, in deren Folge die Wissenschaftlichkeit der Geschichte aus linguistischer Sicht zu begründen ist. Er führte die tropologischen Verfahren in die Analyse der Geschichtsschreibung ein und versuchte, von vier Haupttropen – Metapher, Metonymie, Synekdoche und Ironie – ausgehend, „in der Sprache selbst, in ihrer generativen oder vordichterischen (*prepoetic*) Gestalt, die Grundlage für die Generierung jener Typen von Erklärung“²⁰ für die historiographische Erzählung zu finden.

Whites Arbeit ist ein sprachwissenschaftlicher sowie literaturwissenschaftlicher Betrachtungsversuch der historischen Disziplinen. Seine These zur Konstruiertheit der Historiographie stellt die konventionelle Unterscheidung von fiktionalen und nichtfiktionalen Texten in Frage. Es ist also zu

¹⁷ Hans Robert Jauß, Der Gebrauch der Fiktion in Formen der Anschauung und Darstellung der Geschichte, in: Reinhart Koselleck u.a. (Hg.), Formen der Geschichtsschreibung. München 1982, S. 416.

¹⁸ Paul Ricoeur, Zeit und Erzählung. München 1988-1991, Bd. 3, S. 308.

¹⁹ Hayden White, Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Übers. aus dem Engl. von Brigitte Brinkmann-Siepmann/Thomas Siepmann. Stuttgart 1986, S. 104.

²⁰ Ebenda, S. 95.

fragen, ob die Autobiographie als historiographische Form nicht auch eine erzählerische Konstruktion ist. Hartman Leitner bejahte die Frage nachdrücklich:

Wie die Geschichte stets nur in der Erzählung, nämlich als Historie, zugänglich ist, so ist auch der Lebenslauf nur in einem narrativen Konstrukt, eben der (Auto-)Biographie fassbar. Hier wie dort handelt es sich um die Darstellung eines Stroms von Geschehen, dessen Realzusammenhang weder hier noch dort schon von selbst den Sinnzusammenhang der Darstellung ergibt. Dieser wird vielmehr erst in der Erzählung und durch die Erzählung selber konstituiert.²¹

Da die gesellschaftlichen Verhältnisse für die Einzelnen schwer durchschaubar sind und kaum beeinflussbar erscheinen, drohen einerseits wie bei der allgemeinen Geschichtsschreibung vorgefasste Muster, Ideologien, Weltbilder, andererseits auch das Erinnern – die Selektion, die Strukturierung eigener Erfahrungen – die Perspektive des Autors zu begrenzen.

Die psychologische Forschung über Gedächtnis und Erinnerung hat durch empirische Untersuchungen längst festgestellt, dass man nicht mehr von der Vorstellung ausgehen kann, es sei der reale Lebenslauf, der mit allen Erlebnissen im Gedächtnis aufbewahrt und durch das Erinnern wieder hervorgerufen wird. Nur ein geringer Teil der Erlebnisse wird vom Gedächtnis aufbewahrt und im Erinnerungsvorgang vielfältig verarbeitet und verändert. Vor allem ist das Gedächtnis kein mechanisches Aufbewahrungsgefäß. Die Forschung zeigt, wie das Gedächtnis mit desintegrierbaren Erfahrungen umgeht, nämlich mit Verfahren der Rationalisierung, der Kompensation und der Verdrängung, was damit die Möglichkeit einer vollständigen Reproduzierbarkeit der erlebten Wirklichkeit unvermeidlich verhindert. „Jeder Historiker weiß“, so Roy Pascal, „wie vorsichtig er Autobiographien heranziehen muss, nicht nur absichtsvoller polemischer Zwecke des Autobiographen wegen, sondern auch wegen der unbewussten Polemiken des Gedächtnisses.“²² Nietzsche veranschaulichte diese Erfahrung in einem Aphorismus: „Das habe ich getan“, sagt mein Gedächtnis. „Das kann ich nicht getan haben“ – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – gibt das Gedächtnis nach.“²³

Selbst die nicht verdrängten Erinnerungen können nicht identisch und objektiv wiedergegeben werden. In der Erinnerung wird nicht einfach das zurückliegende Leben eingeholt, *er-innert*. Der Erinnerungsakt unterliegt zugleich der ständigen Veränderung durch den Gesinnungswandel und die äußeren Umstände. Je größer die Distanz zwischen dem erzählenden Ich und dem erzählten Ich ist, desto größer wird die Gefahr, dass die jetzige

²¹ Hartman Leitner, *Lebenslauf und Identität. Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie*. Frankfurt a. M. / New York 1982, S. 18.

²² Roy Pascal, a. a. O., S. 31.

²³ Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*, in: Karl Schlechta (Hg.), *Werke in drei Bänden*. München 1960, Bd. 2, S. 625.

Perspektive die Vergangenheit überdeckt. In diesem Sinne ist die Erinnerung kein Einholen des im Gedächtnis Gespeicherten, sondern Versuch der Konstruktion eines niemals Gewesenen, etwas, was hätte sein sollen.

Was ist dann das gespeicherte Gedächtnis, an das man sich beim autobiographischen Schreiben erinnert? John Kotre stellte das Gedächtnis des Erwachsenen modellhaft als eine Pyramide vor: An der Spitze steht das Selbst des Menschen, an der Basis stehen die episodischen Erinnerungen, die sich auf Einzelereignisse beziehen, auf einer höheren Stufe der Hierarchie sind die allgemeinen, die generischen Erinnerungen angesiedelt, die Dinge und Vorgänge aufbewahren, die sich immer wieder auf ähnliche Weise ereignet haben. Kotre beobachtete, dass „allgemeingültige Erinnerungen nahe der Spitze der Hierarchie [...] das ganze Leben umfassen [können]. Sie vermitteln die Bedeutung, die einzelnen Ereignisse jedoch, welche diese Bedeutung hervorbringen, fehlen in ihnen.“²⁴ Autobiographische Ereignisse werden, indem sie erinnert werden, immer schon interpretiert, denn schließlich ist die Hauptfunktion des autobiographischen Gedächtnisses, das Selbst mit Sinn zu versorgen.²⁵ Erinnerungen müssen demnach mit dem Selbstbild kompatibel sein.

Kotre unterschied im Gedächtnis zwei Kräfte: eine gleichsam *archivalische* Kraft, mit der das Gedächtnis um die Zuverlässigkeit, Genauigkeit und Wahrheit des von ihm Aufbewahrten bemüht ist, und eine *mythenschaffende* Kraft, mit der es so etwas wie den „persönlichen Mythos“ des sich Erinnernden schafft. Das Gedächtnis erzählt als „Mythenschöpfer“ Geschichten, in denen es durch Weglassen, Verzerrern und Verändern, durch narratives Ausschmücken und Ausfabeln des Geschehens den Mythos, die Fiktion des effizienten, kompetenten oder wichtigen Selbst produziert.²⁶ Dabei verhält sich die narrative Konstruktion des Selbst durch das Gedächtnis bei jedem Menschen anders und ändert sich mit dem Lebensalter. Im Alter wird im Vergleich zur Jugend die *mythenschaffende* Kraft des Gedächtnisses stärker und seine *archivalische* Kraft schwächer: „Wenn man am Ende des Lebens die Erinnerungen nicht mehr dazu braucht, die Wirklichkeit zu bewältigen, können sie der Stoff werden, aus dem die Träume sind.“²⁷ So werden frühere Ereignisse bedeutungsmäßig gesteigert, Episoden dramatisiert und das Selbst gepflegt und bewahrt, teilweise wird auch überhaupt die Identität ausgearbeitet, die man der Nachwelt hinterlassen möchte und die in der Autobiographie ausdrücklich hervorzuheben ist.

²⁴ John Kotre, *Weißer Handschuhe*. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt. Übers. aus dem Engl. von Hartmut Schickert. München 1996, S. 112.

²⁵ Ebenda, S. 110.

²⁶ Ebenda, S. 146-148.

²⁷ Ebenda, S. 267.

3 Konstruktion oder Fiktion?

Die Aporie liegt auf der Hand. Sollte es keine Differenzierung zwischen der Autobiographie und der fiktionalen Literatur geben, so wäre etwa Goethes *Dichtung und Wahrheit* von seinem Ich-Roman *Leiden des jungen Werthers* nicht zu unterscheiden. Das ist wohl unhaltbar, obwohl sich Goethe in *Dichtung und Wahrheit* fiktionalisierender, romanhafter Erzählformen, z. B. in den „Sesenheimer Szenen“²⁸, bediente, und im *Werther*-Roman reale Ereignisse, nämlich Goethes unerfüllte Liebe zu Charlotte Buff – wenn auch literarisch verarbeitet – unverkennbar sind. Nicht nur aus der Leserperspektive lässt sich die Autobiographie von der reinen Fiktion unterscheiden, wie Philippe Lejeune es einst vorschlug, auch auf der literarischen Produktionsebene erfolgt die Differenzierung in Rückgriff auf Käte Hamburgers Unterscheidung von *Fiktionalität* und *Fingiertheit*.

Fiktionale Texte sind für Hamburger der Roman oder das Drama, und ihre *Fiktionalität* bedeutet „Schein, Illusion von Wirklichkeit“²⁹. Das heißt, fiktionale Texte stellen eine erfundene Wirklichkeit dar, die eine selbstbezogene, eine nicht auf die außertextuelle Realität referierende Welt des Scheins oder der Illusion bildet. Von dieser *Fiktionalität* unterscheidet Hamburger die *Fingiertheit*. „Fiktiv“ und „fingiert“ stammen zwar vom gleichen Verb „fingere“ ab und beide bedeuten „erfunden“, „erdichtet“, aber im üblichen Sprachgebrauch unterscheiden sie sich voneinander. Es wird immer in Bezug auf eine reale Wirklichkeit fingiert. „Die Form der Fiktion setzt aus sich selbst heraus die Abgrenzung von jeglicher Wirklichkeit. Die Form der fingierten historischen (d. h. auf die Lebensgeschichte eines Ich bezogenen) Wirklichkeit enthält solche Abgrenzung nicht.“³⁰

Eine Autobiographie bezieht sich trotz aller erfundenen Teile und Elemente auf eine reale Lebenswirklichkeit des erzählenden Ich und ist somit in Bezug auf die erlebte Wirklichkeit „fingiert“. Dieses „Fingiertsein“ eines Textes sei, meinte Hamburger, überdies kein feststehender Modus, sondern kann graduell verschieden sein. Autobiographische Texte können – ohne deshalb als ganzes fiktional zu sein – fiktionale bzw. fiktionalisierte Teile aufweisen und lassen doch immer die Referenz auf die Lebensgeschichte des Erzählenden erkennen. Das unterscheidet sich von der Fiktion, die als Einheit und Ganzheit eine selbstbezogene fiktive literarische Welt ausmacht, die nicht mehr direkt auf die Lebenswirklichkeit des Autobiographen verweist.

Zur *Fingiertheit der Autobiographie* sind folgende Erzählmodelle zu zählen: die Autobiographie aus einer Du- oder Er-Perspektive, in der Ich-Er-Form,

²⁸ Johann Wolfgang von Goethe, Aus meinem Leben. *Dichtung und Wahrheit*, in: Klaus-Detlef Müller (Hg.), *Sämtliche Werke*. Frankfurt a. M. 1986. Bd. 1, 2. Teil, 10. Buch. S. 433-487.

²⁹ Käte Hamburger, *Die Logik der Dichtung*. Stuttgart 1968, S. 55.

³⁰ Ebenda, S. 265.

mit erinnertem und erinnerndem Ich, mit unterschiedlichen Ichs.³¹ Davon unterscheidet man die Fiktionalität eines autobiographischen Romans. Autobiographie kann „einen erfundenen literarischen Erzählrahmen, eingefügte erfundene Reden und Vorgänge“³² vorzeigen. Jedoch ist ein autobiographischer Roman „ein konsequent durchgehaltenes literarisches Erzählen in einer unüblichen Erzählperspektive, ein Erzählen in einem bestimmten literarischen Bild, eine durchgehende literarische Verfremdung des Erzählten oder eine deutliche literarische Überformung der erzählten Person oder des erzählten Geschehens“³³. Etwas ganz anderes sind fiktionale Texte vom traditionellen Schelmenroman bis zu Thomas Manns *Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull*³⁴, deren Fiktionalität darin besteht, dass sie fingieren, Autobiographien zu sein, während das erzählende Ich eine Kunstfigur und seine Lebensgeschichte ohne stärkeren Bezug auf ein reales Leben des Autors ist. Es sind also *fiktive Autobiographien*³⁵.

4 Resümee

Aus den vorstehenden Überlegungen ergibt sich die Feststellung: trotz der vielfältigen literarischen Formmöglichkeiten ist die Autobiographie eine referierende Gattung, die auf den Lebenslauf des Autobiographen bezogen ist. Die Demontierung der Subjektperspektive in der postmodernistischen Theorie soll aber nicht heißen, dass das Subjekt im Zeichenspiel zum Verschwinden gebracht werden kann und das autobiographische Ich keine Rolle mehr spielt. Die Individualität sei – im Wortgebrauch von Manfred Frank – unhintergebar und auch in der Postmoderne haben sich Selbsterfahrung, Selbstbewusstsein und Selbsterkenntnis des Menschen nicht erübrigt.³⁶ Es bedeutet vielmehr, dass die autobiographischen Texte selbst in ihrer konkreten Form ernst genommen werden sollen, welche es erlaubt, die Äußerungsform des autobiographischen Ich in ihrer Rhetorizität zu beschreiben und die konstitutive sprachliche Verfasstheit von Subjektivität wahrzunehmen. Davon überzeugt die zunehmende Etablierung des Begriffs „Autofiktion“, wobei sich das Erzählen der Konstruiertheit der Fakten ebenso sehr bewusst ist wie des

³¹ Vgl. Günter Waldmann, *Autobiographisches als literarisches Schreiben*. Baltmannsweiler 2000, S. 57-104.

³² Ebenda, S. 107

³³ Ebenda, S. 107.

³⁴ Thomas Mann, *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*. Mit einem Nachwort von Hans Wysling, in: Peter de Mendelssohn (Hg.), *Gesammelte Werke in Einzelbänden*. Frankfurter Ausgabe. Frankfurt a. M. 1985.

³⁵ Günter Waldmann, a. a. O., S. 108.

³⁶ Vgl. Manfred Frank, *Die Unhintergebarkeit der Individualität*. Frankfurt a. M. 1986. Und ders.: *Selbstbewusstsein und Selbsterkenntnis. Essays zur analytischen Philosophie der Subjektivität*. Stuttgart 1991.

Wahrheitsgehalts der Fiktion. Verabschiedet wird lediglich die Vorstellung eines aus sich selbst schöpfenden autonomen Subjekts in der Autobiographie.